

des Materialismus und ebenso tödlich wie dieser. Ebenso wie dieser erstickt er das Menschliche im Menschen. Es fehlt ihm die Weite der christlichen Sicht. Eine von christlicher Auffassung getragene Entwicklungshilfe muß den Völkern nicht nur die zum Leben notwendigen materiellen Reichtümer geben, sondern darüber hinaus den Besitz aller Mittel in Politik, Verwaltung, Gesellschaft, Schule und Kultur, damit man von einer wahren Entwicklung der menschlichen Kultur sprechen könne.“ Die zweite Forderung de Soras' besteht darin, daß er verlangt, man müsse die Eigenart der hilfsbedürftigen Völker achten. Zwar bilde die Menschheit eine Einheit, aber sie sei nicht uniform. Man dürfe nicht einfach aus Afrika ein zweites Europa machen. Ein dritter Grundsatz müsse sein, daß man den Menschen als ein lebendiges Wesen betrachte. Man müsse die Initiative und Mitarbeit der einheimischen Völker wecken. Wer an der Entwicklungshilfe mitarbeite, müsse sein wie ein Gärtner und Erzieher. Diese könnten nur die Lebensbedingungen schaffen, sie müßten ein großes Einfühlungsvermögen haben. Als letzte Forderung verlangt de Soras, daß man die Hierarchie der menschlichen Werte unangetastet lasse, vor allem dürfe man die religiösen Werte nicht zerstören. (*Revue de l'Action populaire*, Sept./Okt. 1959)

UMSCHAU

Liturgie und Mission

Vom 12. bis 19. September 1959 fand in Uden bei Nimwegen (Holland) in einem großen, eigens dazu hergerichteten und mit Lautsprecheranlage versehenen Zelt die erste internationale Studienwoche „Mission und Liturgie“ statt. Die Anwesenheit von 37 indischen, afrikanischen, japanischen, koreanischen und anderen Missionsbischöfen, dazu des indischen Kirchenfürsten Kardinals Gracias, Erzbischofs von Bombay, war für den kleinen holländischen Ort ein Ereignis; dazu die nach Hunderten zählenden eingeborenen und europäischen Missionare und die Fachleute der Liturgik und Missionskunde. Es war eine Heerschau der gesamten Missionskirche aus allen fünf Erdteilen.

Daß dieser Kongreß zustande kam, ist vor allem das Verdienst des österreichischen Jesuiten P. J. Hofinger, eines ehemaligen Chinamissionars und Begrün-

ders des Zentrums für Missionsseelsorge in Manila auf den Philippinen. Bei seinen verschiedenen apostolischen Reisen durch die Missionsgebiete (er ist zur Zeit auf seiner 6. Reise um die Welt) machte er die betrübliche Feststellung, daß man trotz der wiederholten Weisungen sämtlicher Päpste seit Pius X., der Liturgie in allzuviel Missionsgebieten noch nicht den Platz einräumt, der ihr in der Missionsarbeit zukommt. Diese Ausfallserscheinung erklärt sich nicht allein aus den fehlenden Mitteln, die den Missionaren zur Verfügung stehen; sondern auch aus einer gewissen Verkennung der Liturgie selbst.

Die Missionare, die jetzt alt sind, erhielten ihre Ausbildung in einer Zeit, wo in den christlichen Ländern eine individualistische Frömmigkeit das Feld beherrschte. Die liturgische Erneuerungsbewegung der letzten Jahre, in der doch Pius XII. „ein Zeichen der Gegenwart des Heiligen Geistes in seiner Kirche“ sah, ist ihnen fremd geblieben. Andere

sind der Auffassung, daß Dinge, die in Europa wünschenswert und möglich sind, dies noch lange nicht bei ihnen sein müssen, wo das Niveau der jungen Christengemeinden noch sehr primitiv ist. Die Liturgie ist für sie ein Luxus, den sich Missionare nicht leisten können, die so dünn gesät sind, daß sie nicht einmal hinreichen, die elementaren Katechismusswahrheiten zu lehren und die Sakramente gültig und mit einem Minimum von Zeremonien zu spenden.

Dadurch aber entsteht eine ernste Lücke, besonders in Ländern wie Afrika, wo das Leben im Clan von der Wiege bis zum Grabe von lauter Riten begleitet wird. Der Übertritt zu einer Kirche, die über weniger anziehende Zeremonien verfügt, könnte so wie eine Verarmung erscheinen und ließe etwas in den Menschen unbefriedigt. Schon kann man unter den jungen afrikanischen Dichtern, Vorkämpfern des „Negertums“, Stimmen hören, die dem Christentum vorwerfen, eine abstrakte, rein formalistische Religion zu sein, unfähig, die religiöse Sehnsucht der afrikanischen Seele zu stillen.

Der erste Zweck der internationalen Tagung von Uden-Nimwegen bestand folglich in der Unterrichtung der Missionare. Sie wollte der Stimme der Päpste und der römischen Kongregationen, die so oft von der Dringlichkeit einer liturgischen Erneuerung gesprochen haben, ohne immer verstanden zu werden, eine verstärkte Beachtung verschaffen. Damit diese Stimme besser gehört werde, mußte sie von der Hierarchie der Missionsgebiete selbst, vor allem aber vor den einheimischen Missionsbischöfen aufgenommen und weitergegeben werden. Aus diesem Grund und in der Überzeugung, daß eine lebendige Anpassung der Liturgie eine Lebensfrage der Mission inmitten der allenthalben aufstrebenden Nationalbewegungen darstellt, haben eine ganze Reihe von Bischöfen große Opfer an Zeit und Geld auf sich genommen, um nach Uden zu kommen und mit ihrer Erfahrung und ihrer Autorität als Nachfolger der Apostel dieses Anliegen zu unter-

stützen. Dank großzügigen Entgegenkommens, besonders der deutschen Bischöfe und des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung, Aachen, konnten Zuschüsse gewährt werden. Die holländischen Katholiken übernahmen ihrerseits hochherzig sämtliche Kosten des Aufenthalts. So konnten der holländische Missionsbischof van Valenberg aus Indonesien, P. Lucas Brinkhoff OFM, Leiter des Liturgischen Instituts von Holland und Msgr. Mulders, der Leiter des Missiologischen Instituts der Universität Nimwegen ihre Gäste während des ganzen Aufenthalts fürstlich bewirteten. Alle Missionsbischöfe der Welt erhielten einen Bericht von der Tagung samt den gefaßten Entschlüssen; in Kürze wird ihnen auch der Wortlaut der Referate zugehen. Er wird in drei Sprachen veröffentlicht. Die Zeitschriften schließlich werden mithelfen, damit, was auf der Tagung erarbeitet und vorgeschlagen wurde, nun auch an die einzelnen Missionare herangebracht wird.

Neben der Aufgabe der Unterrichtung stand in Uden eine zweite nicht weniger wichtige: das gemeinsame Studium der Probleme, die die liturgische Erneuerung in den Missionsländern aufwirft in enger Zusammenarbeit von Gelehrten und Praktikern. Diese Probleme lassen sich auf die Formel bringen: Wie schaffen wir in der Mission lebendige Kultgemeinschaften, wo die Gläubigen wirklich mit dem Brot des Gotteswortes genährt werden; wo dieses Wort ihnen verständlich gemacht und ihren Bedürfnissen angepaßt wird und die gemeinschaftliche Feier der Geheimnisse in ihnen das Bewußtsein vertieft, „Gottes Volk zu sein, das er sich erwählt hat, damit es seine Ruhmestaten verkünde“ (1 Petr 2, 9)? Wo sie mit vollem Verstehen am eucharistischen Opfer teilnehmen und als Getaufte und Glieder Christi von dem Strom opfernder Liebe mitgenommen werden, mit dem Christus, das Haupt, sich dem Vater im Himmel darbringt. Wo die Sakramente für sie Quelle des Lebens und stets neuer Freude darstellen.

Jeder begreift, daß das liturgische Pro-

blem, wenn man es in dieser Tiefe sieht, mit dem des christlichen Lebens schlechthin zusammenfällt. Eine ganze Reihe von Fragen der Theologie, der Katechetik, der Liturgik, der Psychologie und Anthropologie geraten in Fluß, wenn man will, daß die Liturgie der Mentalität der Missionsvölker angepaßt werde. Es versteht sich von selbst, daß die Fülle all dieser Fragen auf der Udenener Tagung nur gestreift werden konnte. Aber die dort begonnene Arbeit soll durch die Schaffung von missions-seelsorgerischen Instituten in den verschiedenen Missionen fortgesetzt werden; ferner durch ähnliche Tagungen auf Diözesan- oder Missionsebene; endlich durch Austausch von Fachleuten innerhalb der verschiedenen Missionsgebiete.

Selbstverständlich bildet die liturgische Bewegung in den christlichen Heimatländern die Grundlage für die liturgische Erneuerung in den Missionen. Aber es bleibt keine geringe Arbeit zu leisten, um die Bewegung den örtlichen Verhältnissen anzupassen; und diese Arbeit kann ausschließlich von den Missionaren selbst, vor allem vom eingeborenen Klerus geleistet werden. Es war das Verdienst der Tagung von Uden, dem eingeborenen Klerus die Möglichkeit gegeben zu haben, seine Stimme in einem Anliegen zu erheben, das ihn in allererster Linie angeht und in dem er allein letztlich zuständig ist. Der Kardinal von Bombay hat das klar ausgesprochen: „Wir danken den Veranstalter, daß sie uns Gelegenheit gaben, die Stimme der Missionskirche zu Gehör zu bringen ... Denn ich bin der Meinung, daß wir, die Glieder der Kirche in den Missionen, an der günstigen Stelle stehen, um in aller Bescheidenheit zu entscheiden, in welchem Maß Reformen und Anpassungen zum geistlichen Wachstum unserer Gläubigen beizutragen vermögen.“

Die zahlreichen Fragen, die in Uden behandelt worden sind, lassen sich einigermaßen um zwei bei den Tagungsteilnehmern vorherrschende Anliegen gruppieren: erstens, wie kann die Liturgie in

ihrer heutigen Gestalt für die Seelsorge möglichst ausgenutzt werden; zweitens, was fehlt der Liturgie, wie sie heute vorliegt, um ihrer Aufgabe, Gott zu preisen, durch eine wache, innerlich lebendige Teilnahme der Gläubigen zu erfüllen?

I.

Sowohl in den Berichten wie in den anschließenden Aussprachen wurde allgemein festgestellt, wie wenig die Möglichkeiten, die die Liturgie bietet, und die Privilegien, die von Rom bereits gewährt wurden, um der Missionssituation gerecht zu werden, ausgenutzt werden. Man scheint sich in einem üblen Zirkelschluß zu bewegen: auf der einen Seite beklagen sich die Missionare, daß die Liturgie in ihrer gegenwärtigen Form eher ein Hindernis als eine Hilfe ihrer apostolischen Arbeit darstelle und erwarten von Rom radikale Änderungen; auf der andern Seite erwartet man in Rom, ehe man zu weiteren Zugeständnissen bereit ist, daß zunächst einmal die bereits zugestandenen Privilegien in Anspruch genommen werden; sie bleiben aber leider allzuoft toter Buchstabe. Die erste Aufgabe der liturgischen Erneuerung in den Missionen muß also heißen, bekannt zu machen und auszuwerten, was im Rahmen der geltenden Vorschriften möglich ist.

Schon heute kann jeder Priester, dem es am Herzen liegt, die ihm anvertraute Gemeinde zu einer gottesdienstlichen Gemeinschaftsfeier zu führen, wenn er die Anweisungen der Instruktion der Ritenkongregation vom 3. September 1958 (mit einigen für die Missionsgebiete wünschenswerten Änderungen) befolgt, feststellen, wie sehr eine solche aktive Teilnahme die Gläubigen zu einem tieferen Verständnis des eucharistischen Opfers führt. Dieser Gedanke wurde mit Nachdruck vom Weihbischof von Delhi (Indien) Angelo Fernandes, entwickelt, der von seiner Erfahrung als Pfarrer der Kathedrale von Bombay berichtete. Insbesondere der Opfergang, so sagte er, ist für unsere Leute ein ausgezeichnetes An-

schauungsunterricht über den Sinn der Messe. Kardinal Gracian war persönlich tief von dem Opfergang in seinem Pontifikalamt beeindruckt, das er im Rahmen der Verehrung des Heiligen Rockes in Trier zelebrierte. Bischof Duschak von den Philippinen hob hervor, welchen seelsorgerlichen Wert es für das Erlebnis der Familiengemeinschaft der Gläubigen darstelle, wenn sie um den Altar versammelt zum Offertorium das „Gebet der Gläubigen“ gemeinsam sprechen oder psalmodieren. Die darin genannten, konkreten Fürbitten der Gemeinde geben der Opferhandlung einen persönlichen und zeitnahen Charakter. Seit der Enzyklika „*Musicae Sacrae*“ hat der Volksgesang in der Landessprache Heimatrecht in der Liturgie bis in die Feier des heiligen Meßopfers hinein gewonnen. Den Missionsbischöfen, die darum nachsuchen, gestattet Rom den Gesang der Gläubigen in ihrer Muttersprache sogar im lateinischen Hochamt.

Welche reichen pastoralen Möglichkeiten bietet ferner das Rituale, das ein anderer Bischof der Philippinen, Lino Gonzaga, „das Buch der Weisheit“ nannte, „das uns die Sitten der Gotteskinder lehrt und einen Anschauungsunterricht der Grundwahrheiten unseres Glaubens darstellt“. Hier ist Rom kühn vorangegangen. Hat es doch bereits 1941 die Ordinarien der Missionsgebiete eingeladen, das Rituale in ihre Landessprache zu übersetzen. Dann sind da die Gebetsstunden, die nicht im strengen Sinn Liturgie sind und deren Gestaltung dem Bischof untersteht. Sie bieten eine Fülle von Möglichkeiten, um eine gottesdienstliche Feier den Bedürfnissen des betreffenden Landes anzupassen. Das gleiche gilt von den Gottesdiensten, die in Abwesenheit eines Priesters gefeiert werden, ein Fall, der in den Missionen, in Anbetracht der vielen Außenstationen gang und gäbe ist. Bischof Kramer von Luanfu (China) schlug vor, solche sonntäglichen Zusammenkünfte nach Art der Vormesse mit entsprechenden Lesungen zu halten und dabei Gebete zu verwenden, die bei aller Einfachheit doch we-

sentliches Lehrgut enthalten. Ähnlich bieten sogenannte paraliturgische Feiern unter der Aufsicht des Bischofs einen Rahmen für volksnahe Gottesdienstgestaltung. Bischof Cauwelaert aus Belgisch-Kongo brachte äußerst interessante Beispiele, wie heidnische Bräuche sich verchristlichen lassen. Er zeigte, wie man glücklich an Riten anknüpfen kann, mit denen der Clan Geburt, Krankheit und Tod umgibt, indem man ihnen eine christliche Deutung gibt. So ist der Initiative der Missionare ein weites Feld geöffnet. Wenn es ausgenützt würde, würde sich das liturgische Antlitz unserer Missionen erheblich verändern.

II.

Dennoch gilt, daß auch für die Anpassung der Liturgie an die besonderen Bedingungen der Missionsarbeit noch vieles zu tun bleibt, wenn man will, daß die Liturgie die volle seelsorgerliche Frucht trägt, die die Päpste von ihr erwarten. Die diesbezüglichen Ergebnisse der Tagung sind in voller Offenheit und kindlichem Vertrauen Rom zugeleitet worden; nicht als Bittschrift — dazu war die Tagung, die rein privaten Charakter besaß, nicht ermächtigt —, sondern zu bloßer Unterrichtung. Einzig die höchste kirchliche Autorität ist in diesen Dingen ermächtigt, entsprechende Maßnahmen zu treffen, wenn sie sie für das Heil der Seelen für nützlich erachtet.

Man kann nicht leugnen, daß die Liturgie schwer zu verstehen ist; andererseits ist eine sinnvolle Mitfeier nur möglich, wenn die Gläubigen sie verstehen. So brachte Bischof Blomjous vom Tanganjika nur die tägliche Erfahrung der Missionare zum Ausdruck, wenn er eine „leichter verständliche Liturgie“ wünschte. Die Schwierigkeit liegt zum Teil im Aufbau der Messe selbst, die in ihrer Vielschichtigkeit das Ergebnis eines fast zweitausendjährigen Prozesses darstellt, teils ergibt sie sich aus der Verwendung der lateinischen Sprache. In der Mission besteht nicht im gleichen Maß wie in der Heimat die Möglichkeit, eine Überset-

zung zu benutzen, um den Gebeten zu folgen, die der Priester in einer den Gläubigen unverständlichen Sprache spricht. Entweder fehlen die Bücher, oder die Eingeborenen sind Analphabeten und können gar nicht lesen. Übrigens bliebe auch dann, wenn in kommenden Jahrzehnten der Fortschritt des Unterrichtswesens die Zahl der Analphabeten stark zurückdrängen sollte, die Übersetzung von Gottes Wort, das doch zur mündlichen Unterweisung der Gläubigen bestimmt ist, eine Anomalie und ein Widerspruch zu dem, was man das wahre und klare Wesen der Liturgie nennen kann. So konnte der Vorsitzende der Tagung, Kardinal Gracias, nachdem er die dringenden Gründe für die Beibehaltung des Lateinischen als Sprache der Kirche dargelegt hatte, feststellen: „Es scheint Einhelligkeit zu bestehen, daß wenigstens die für das Volk bestimmten Lesungen vom Volk verstanden werden mögen.“ Und die Versammlung stimmte dem Wunsch bei, diese Lesungen „möchten zum Volk hin und direkt in der Sprache der Hörer von den Leviten selbst oder vom Priester vorgetragen werden“. Den Gläubigen ihrerseits sollte gestattet sein, auch im Hochamt in ihrer Sprache zu singen.

Indessen sind mit der Verkündigung des Gotteswortes in der Landessprache noch nicht alle Schwierigkeiten behoben. Es gibt Lesungen — man denke etwa an die Paulusbriefe —, die allzusehr über dem Niveau unseres braven Kirchenvolkes liegen. Folglich besteht der Wunsch, die Sonntagsperikopen mit Rücksicht auf die pastoralen Forderungen neu zu gestalten: Auswechseln zu schwieriger Texte und zahlenmäßige Bereicherung, so daß die gleiche Perikope nur alle vier Jahre trifft. Auf diese Weise wäre es möglich, mit den Gläubigen innerhalb von vier Jahren an Hand der Lesungen und entsprechender guter Homilien das gesamte Offenbarungsgut durchzugehen.

Neben den Texten bieten die Gesten und Symbole in der Mission Schwierigkeiten für das Verständnis der Liturgie. Im griechisch-römischen Kulturkreis ent-

standen, verlieren diese Zeichen in ganz andersartiger kultureller Umgebung zuweilen ihre Bedeutung oder verkehren gar völlig ihren Sinn. Nehmen wir den Altarkuß des Priesters, der seine Verehrung ausdrücken soll: In Indien und China, wo der Kuß rein erotischen Charakter besitzt — Eltern und Kinder küssen sich nie — besteht die Gefahr, daß der Altarkuß unverstanden bleibt oder übel gedeutet wird. Das gleiche gilt von dem Ineinanderlegen der Hände von Braut und Bräutigam beim Ritus der Eheschließung, von der Salbung zwischen den Schultern und dem Reichen von Salz bei der Erwachsenentaufe und ähnlichem mehr. Um solchen Mißdeutungen zu begegnen, könnte man sich denken, daß manche Rubriken einen gewissen Spielraum ließen, der Anpassungen nach dem jeweiligen Kulturkreis erlaubte. Eine solche Rubrik könnte zum Beispiel lauten: „Hier erweist der Priester dem Altar seine Verehrung“ (ohne zu präzisieren, wie er das tut). In Europa würde sich die Verehrung im Altarkuß äußern, in Indien dadurch, daß der Priester den Altar mit der Stirn berührte. Eine ähnliche Umgestaltung gäbe den heiligen Gesten einen lebendigen Sinngehalt und sie begännen erst richtig zu den Menschen der Missionsländer sprechen, statt als eine Art fast magischer Zeichen zu erscheinen. Ähnliches gilt vom Kalender, dessen Daten für die ganze Erde festliegen. So kann es geschehen, daß die Bittage, die doch zur Erlangung einer guten Ernte eingeführt sind, in bestimmten Missionsgebieten zwei Monate nach Einbringen der Ernte gefeiert werden. Zu starre Einheitlichkeit birgt die Gefahr des Formalismus in sich.

Erscheinen gewisse Symbole und Riten den Menschen in der Mission sinnlos oder anstößig, so finden sich umgekehrt in den heidnischen Kulturen jener Länder Gebräuche und Riten, die einen echten Sinn für Gott und das Heilige offenbaren und der Psychologie jener Menschen vollkommen entsprechen. Wäre es nicht wünschenswert, daß Formen, die aus der Seele eines Volkes geboren sind,

in der Liturgie dieses Volkes einen Platz finden?

Auch hier wieder hat Kardinal Gracias, übrigens in Anwendung eines von Pius XII. in „*Evangelii Praecones*“ geäußerten Grundsatzes, die Meinung der in Uden versammelten Bischöfe und Missionare ausgesprochen: „Neben der Sprache bilden die Symbole, das Tun, die Gebete die Liturgie. Sehr viele Liturgiewissenschaftler und Missionare sind der Meinung, daß diese verschiedenen Elemente der Mentalität eines jeden Volkes stärker angepaßt werden müßten. Warum sollte nicht, ebenso wie bei der ersten Ausbreitung des Christentums die Liturgie in Syrien, Griechenland und Rom verschiedene Formen annahm, die Kirche bei ihrer neuen Ausbreitung zur Schaffung einer ‚chinesischen‘, ‚indischen‘ und ‚afrikanischen‘ Liturgie schreiten, einer Liturgie, die der Kultur, den Überlieferungen und dem religiösen Gefühl jener Länder völlig entspräche? Einheit der Kirche bedeutet nicht Einerleiheit.“

Ein schönes Beispiel möglicher Anpassung eines bestehenden Brauches wurde in Uden von dem schwarzen Priester Akoï aus Ghana vorgelegt. In seiner Heimat schließen die Brautleute die Ehe, indem sie beide Wein aus einer Brautschale trinken. Könnte man sich nicht denken, so fragte er, daß die Kirche für die christliche Eheschließung in seinem Land den Brautleuten gestatte, ihre Verbindung im Blute Christi zu besiegeln, indem sie beide vom konsekrierten Kelch trinken?

Der Grundsatz der Anpassung an die örtlichen Gebräuche ist heute allgemein anerkannt; was Schwierigkeiten macht, ist die Anwendung. Welches sind im Einzelfall die Bräuche, die kirchliche Berücksichtigung und gegebenenfalls eine Integrierung in das kirchliche Ritual dieser oder jener Gegend verdienen? Einmal muß gründlich geprüft werden, ob sie nicht mit abergläubischen Elementen durchsetzt sind, sodann muß man untersuchen, ob sie überzeitlichen Wert besitzen und Aussicht haben, die rasche Entwicklung der jungen Völker zu über-

dauern. Sonst kann es geschehen, daß die Kirche Bräuche übernimmt, die in wenigen Jahren von den heidnischen Eingeborenen selbst über Bord geworfen werden, und die Kirche in den Augen der Eingeborenen als eine Einrichtung da steht, die stets hinter der Zeit nachhinkt oder ihre Anhänger in den kindischen Vorstellungen eines überholten Stadiums festzuhalten sucht. Diese Schwierigkeit darf aber nicht das gesunde Anliegen vergessen lassen: selbst in Ländern mit einem raschen Entwicklungsrhythmus wie in Japan und dem afrikanischen Kontinent, ist die Elite auf der Suche nach einer eigenständigen Kultur, die die überkommenen Werte im Gegensatz zu den von außen importierten zu bewahren sucht. An diese eigenständige Kultur, die im Entstehen begriffen und zugleich alt und neu ist, muß die Kirche ihre Liturgie anpassen, wenn sie nicht Gefahr laufen will, zusammen mit dem Kolonialismus als westliche Religion abgelehnt zu werden.

Es war den Tagungsteilnehmern klar, daß die liturgische Erneuerung in den Missionen zum Scheitern verurteilt ist, wenn sie nicht begleitet wird von einer starken katechetischen und biblischen Erneuerung; ja, wenn man diese nicht gleichzeitig mitversteht. Die Gläubigen bleiben an der Schwelle der Liturgie stehen, solange man sie nicht in die Welt der Bibel und die Heilsgeschichte einführt; ist doch die liturgische Feier nichts anderes als deren Darstellung und Aktualisierung. Andernfalls bleibt die ganze liturgische Bewegung an der Oberfläche haften, und man wird ihrer bald müde werden. Um das Studium einer an der Bibel orientierten Katechese, die an die große Tradition der Missionskirche der ersten Jahrhunderte anknüpft, zu intensivieren, wurde beschlossen, im Juli 1960 in Eichstätt eine neue internationale Begegnung „Mission und Katechese“ zu veranstalten. Man erwartet dazu die Teilnahme von zirka 50 Missionsbischöfen und 150 Missionaren und Fachmännern der katechetischen Bewegung aus aller Welt. Paul Brunner SJ